

Ernst Wiechert

HUBERT BECHER SJ

Das „Handbuch der Weltliteratur von den Anfängen bis zur Gegenwart“ des kenntnisreichen und gewissenhaften Hanns W. Eppelsheimer nennt den Namen Ernst Wiechert überhaupt nicht, obwohl einzelne Werke des Dichters in 13 Sprachen übersetzt wurden. Allerdings darf man in unserer Gegenwart daraus keine allzu weitgehenden Schlüsse ziehen. Vieles hängt vom Zufall ab. Vermutlich spielt auch das Politische eine gewisse Rolle, daß nämlich die Feindschaft Wiecherts gegen den Nationalsozialismus und sein Aufenthalt im Konzentrationslager Buchenwald bekannt waren. Die einfache und lichtvolle Sprache des Dichters ebnete zweifellos das Verständnis in anderen Ländern. Dagegen kann man sich kaum denken, daß ihm seine irrationale mythisch-mystische Art außerhalb Deutschlands Freunde gewonnen und das Verständnis erleichtert hat.

Daß Wiechert bei der deutschen Jugend und darüber hinaus bei allen, die sich zum „inneren Deutschland“ rechneten, hochwillkommen war, bedarf keiner längeren Erörterung. Hinzukam der durch viele Vorlesungsreihen gewonnene Freundeskreis, der hier Gelegenheit hatte, zuerst den Menschen Wiechert und dann erst den Dichter kennenzulernen (vgl. 1, 73; 21, 418). Zur Gemühtiefe des Dichters trat dann auch seine Kritik an der höheren Schule mit ihrer äußerlichen Wissensvermittlung, an der schrecklichen Beziehungslosigkeit der Universitätswissenschaft zum Herzschlag des Menschen (21, 7), an der toten Systematik, dem Fluch oder der Größe der Wissenschaft, das Magische zu zerbrechen, um die kühlen Formen der ratio zu gewinnen (21, 19).

Wenn Wiechert selbst auch erst verhältnismäßig spät die Jugendbewegung der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts kennenlernte, so war seine Naturverbundenheit in all seinen Büchern so stark fühlbar, daß die Jugend ihn zu den ihrigen rechnen mußte. Nach dem ersten Weltkrieg wurden auch einige seiner Novellen gern in den Schulen gelesen und verbreiteten so die Kenntnis seines Namens und seiner Art. Die Reinheit und Lauterkeit der Atmosphäre seiner Werke, die sich weit von dem diagnostischen Naturalismus seiner Zeit unterschied — Stil und Sprache mit ihrer Bildhaftigkeit und einer geradezu als Verzauberung empfundenen Unmittelbarkeit —, all dies trug dazu bei, ihn zu einem der beliebtesten Autoren zu machen. Seine Rede an die deutschen Studenten, sein Schicksal während der nationalsozialistischen Zeit trugen nach 1945 zu einer Verstärkung seines Ruhmes bei. Wenn sein Name heute auch vielfach in den Hintergrund getreten ist, gibt es noch immer weite Kreise, die ihn lieben, und viele Schulen rechnen einige seiner Werke zu der „klassischen“ Pflicht- oder Wahllektüre des deutschen Unterrichts. Dieser mehr äußere Erfolg rechtfertigt und verpflichtet zu

einer eingehenden Würdigung Wiecherts, seiner Kunst und seiner Lebensanschauung.

* * *

Mit Hermann Hesse und Franz Kafka gehört Wiechert zu jenen Dichtern, die eigentlich nur ein Thema kennen, da eine einzige Welterfahrung für sie bestimmend war, so daß darüber jeder andere Stoff außerhalb des Bereichs ihrer dichterischen Phantasie und gestalterischen Kraft blieb¹. Es ist der Gegensatz von Natur und Zivilisation, von Stadt und Land, der sein Leben und seine geistige Welt geformt hat (z. B. 20, 109). Als Sohn einer Förstersfamilie in den großen Wäldern seiner ostpreußischen Heimat aufgewachsen, in dem entlegenen Vaterhaus zuerst von Privatlehrern unterrichtet, kam er erst verhältnismäßig spät (1898) in die ihm so fremde Welt, nach Königsberg, wo er die Oberrealschule und dann die Universität besuchte. Am liebsten wäre er Förster geworden, aber der Vater, dem der träumerische Sinn des Sohnes schon von den ersten Jahren seines Lebens an Sorge bereitete (20, 27) und der ihn mahnte: „Hüte dich vor dem Wald“ (1, 41), blieb fest. Ernst wählte dann den Lehrerberuf, machte manche bittere Erfahrung, erfuhr aber auch von verständnisvollen Vorgesetzten wirksame Förderung (vgl. 21, 22 f., 191). Er ging als Kriegsfreiwilliger in den Weltkrieg, kam erschüttert und geistig reifer zurück und blieb in seinem Beruf in Königsberg bis 1930 tätig. Ein Skandal, den der mit einer Förstertochter Verheiratete durch seine Beziehungen zu einer anderen verheirateten Frau erregte, weshalb seine erste Frau sich das Leben nahm², veranlaßte ihn, seinen Dienst aufzugeben. Ein Beamter des Berliner Kultusministeriums, der ihn und seinen großen Einfluß auf die Jugend kennengelernt hatte, brachte ihn dazu, nach Berlin zu gehen und dort weiter seinen Lehrberuf auszuüben³. Die Jugend fand er dort radikaler, aber doch rein, dem Menschlichen, der Hingabe, der Verehrung zugänglich (21, 275). Die doppelte Arbeit der Schule und der Schrift-

¹ 1. Deckname: Ernst Barany Bjell, *Die Flucht*, Berlin 1916; 2. *Der Knecht Gottes Andreas Nyland*, Berlin 1926; 3. *Der silberne Wagen*, Novellen, Berlin 1928; 4. *Die Flöte des Pan*, Novellen, Berlin 1930; 5. *Die kleine Passion*, Berlin 1929; 6. *Jedermann, Geschichte eines Namenlosen*, Berlin 1931; 7. *Die Magd des Jürgen Doskocil*, München 1932; 8. *Die Majorin*, München 1934; 9. *Das einfache Leben*, München 1939; 10. *Der Totenwald*. Ein Bericht, München 1946 (geschrieben 1939); 11. *Hirtennovelle*, München 1935; 12. *Das Heilige Jahr*, Novellen, Zürich 1948; 13. *Der Todeskandidat*, München 1934; 14. *Die Jerominkinder I/II*, München 1945/46; 15. *Missa sine nomine*, München 1954; 16. *Totenmesse*, München 1947; 17. *Märchen II*, München 1948; 18. *Der Dichter und die Jugend*, Graz 1951; 19. *Rede an die deutsche Jugend*, München 1945; 20. *Wälder und Menschen*. Eine Jugend, München 1950; 21. *Jahre und Zeiten*, Erinnerungen, Erlenbach 1949.

² Helmut Ollesch, Ernst Wiechert, *Wuppertal-Barmen* 1949, 18.

³ Geboren 18. 5. 1887 in Kleinort, Unterricht durch Privatlehrer bis 1898, dann in Königsberg. 1905 Reifeprüfung, 1911 Staatsexamen, 1911—1930 höherer Schuldienst in Königsberg, 1930—1933 in Berlin. Die Biographen legen großen Wert darauf, aus den in Ernst Wiechert zusammenfließenden Blutströmen (die Kolonisatoren, das Französische — die Mutter — und das Litauische — die Tante Veronica) die Eigenart des Wiechertschen Dichtertums zu bestimmen. Vgl. z. B. *Hans Ebeling*, Ernst Wiechert. Der Weg eines Dichters, Berlin 1937.

stellerei verursachte ein Lungenleiden und zwang ihn zu einem längeren Urlaub, dem kurz nach dem Sieg des Nationalsozialismus die endgültige Pensionierung folgte. Es war ein harter Entschluß; denn die Verbindung mit der Jugend hatte ihm viele innere Freuden bereitet (21, 106; 299) und war ihm immer ein lebendiges Tagewerk gewesen. Wiechert zog 1933 nach Oberbayern, zuerst nach Ambach am Starnbergersee und dann 1936 in sein eigenes Haus in Gagert. Hier blieb er, die Monate seiner Gefangennahme und seines Aufenthalts im Konzentrationslager Buchenwald (6. Mai bis 30. August 1938) ausgenommen, bis zum Ende des Krieges. Er stand unter Gestapoaufsicht und hielt sich völlig zurück, da ihm der Propagandaminister Dr. Goebbels bei seiner Entlassung gedroht hatte, er werde beim geringsten Anlaß wieder ins Lager kommen „auf Lebenszeit“ und mit dem Ziel seiner physischen Vernichtung (10, 192).

Nach dem Krieg öffneten sich ihm zuerst die Grenzen der Schweiz. Die Zustände Deutschlands nach 1945, der Wirrwarr der Nachkriegszeit bestimmten ihn, der sich schon lange seinem Volk innerlich entfremdet hatte (21, 352), eine Einladung in die Schweiz anzunehmen. Seine zweite Frau, für die er immer, wenn auf sie die Rede kam, die größte Anerkennung fand und die seine Seele ganz erfüllte, wollte ihn nicht begleiten (21, 440). Das hinderte ihn nicht, allein nach Uerikon zu gehen, wo er seine letzten Bücher schrieb und „todmüde“ (21, 442) am 24. August 1950 starb.

* * *

Schon dieser kurze Überblick zeigt, daß die Stadt und jede Ansammlung von Menschen dem Dichter fremd sind und die Wurzel allen Übels zu sein scheinen. Die Stadt ist die Stätte der Entwurzelten. Dort entstehen die Massenseele (18, 17), die Verflachung und Entpersönlichung. Hier herrscht die Normalität, ein Wort, das ganze Jahrzehnte infiziert (2, 301). Sie ist gleich dem Mittelmaß, dem Durchschnittlichen und seiner Tyrannei (20, 129). Das beginnt schon in der Schule, in der ein acherontisches Frösteln herrscht (21, 122) und der Dämon des Lärmes, der Ordnungslosigkeit (5, 121) und die Verführung drohen (20, 118f.). So wird sie zum Reich der Steine, wo jedem Lebendigen Raum, Platz, Atem, Haltung und Äußerung vorgeschrieben ist (5, 112). Die Phrasen von Vaterland, Mannesucht und Geist von 1914 (3, 62) können die innere Hohlheit nicht verdecken. Ein dünner Kulturfirnis der allgemeinen Bildung, der Ideale und der Grundsätze bilden eine ungeheure Macht (2, 308), die sich nur zerstörerisch auswirken kann. Was anomal ist, gilt in dieser bürgerlichen Ordnung, die sich auch für die sittliche Ordnung hält (21, 246), als Abgrund, Verworfenheit und das Urböse (2, 301). In diesem Reich der Halbbildung, der Gewalt und der Lüge (9, 17) herrscht nur der Verstand, der das Wissen zwar mehrt, aber nichts mehr von dem Wesen und Adel der Kultur weiß (21, 46) und dazu führt, daß die Men-

schen nur mehr für den Stoff, die Karriere und das Geld leben (13 II, 103).

Das Erlebnis des Krieges, den die Willkür verbrecherischer Menschenhand (21, 65) entfesselte, hat diese Erkenntnisse noch stärker werden lassen. Das widernatürliche kasernierte Leben (21, 146f.), die Uniform, die Namenlosigkeit des Soldaten „Jedermann“ (6, 8f. usf.), das Kolonnengefühl (6, 96) lassen die Seele verkümmern (vgl. 18, 27). Man kann sich nur dadurch retten, daß man sich innerlich abschließt (6, 27f.). Der Heimkehrer fühlte die Not und die geistige Verlassenheit doppelt (3, 153). Man gab den Menschen keine Hilfe, sondern nur Wahlrecht und Verfassung, Tarife und Gleichheit, Steine und Papier (2, 13). Weder der Staat noch das Christentum konnten den Menschen vor dem Rückfall in die Barbarei bewahren (20, 281). Alle anonymen Mächte haben kein Gewissen (13 II, 20). Wiechert zitiert zustimmend das Wort Raabes von der Kanaille, die zu allen Zeiten Herr sei und Herr bleiben werde (9, 12; vgl. ebd. 214).

Während das Zivilisatorische den Menschen und die Welt zum Untergang führt (2, 354), ist die Natur die Schöpferin, Bewahrerin und Retterin des Lebens. Alle Werke Wiecherts sind Hymnen auf sie. Unter der Natur versteht er in erster Linie die großen, dunklen und stillen Wälder seiner ostpreußischen Heimat mit ihren Seen, Mooren und Strömen. Schon rein äußerlich begrenzt er sich ganz auf den Schauplatz seiner eigenen Jugend. Wenn er irgendwann einmal eine andere Landschaft zeichnet, spürt man sofort das Fremde, wie wenn er im südbergischen Land den Kiebitz schreien läßt und Findlingssteine antrifft (2, 359f. 363), oder er verwandelt in der *Missa sine nomine* das Land um die Wasserkuppe in seine Heimat, weil dort ostpreußische Flüchtlinge auf dem Besitz der ostpreußischen Freiherrn Liljecrona leben, wie sie es in ihren alten Wohnsitzen seit Jahrhunderten gewohnt waren.

Beschränkt ist auch die Zahl der Motive. Dieselben Dinge und Menschen werden immer wieder genannt: die mit Rohr gedeckte einsame Hütte am Rand des Moores, im Hochwald oder sogar auf einer Insel — im einfachen Leben hat sie aber der der Großstadt entflohene ehemalige Korvettenkapitän Thomas von Orla verhältnismäßig bequem ausgestattet —, der Fischadler und die Kraniche, der Globus, der Pflug, der Grashalm in den Händen oder im Mund, die Waldarbeiterdörfer mit ihren Bewohnern, darunter Männer und Frauen, die ganze Geschlechter kommen und gehen sahen, deren ruhiger Lebensgang vom Pflug zum Grab führt, vom Schweiß der Stirn zur Klarheit des Gewissens (3, 236), die adligen Berufe der Hirten, Fischer und Jäger (20, 138), der den mageren Boden mühsam bebauende Ackersmann, der meist sehr sympathisch gezeichnete Pfarrer, der aber wenig Einfluß auf die innere Frömmigkeit hat, der im Lauf eines langen Berufslebens weise gewordene Lehrer, hier und da ein Sektengläubiger usw. Der Boden gehört durchwegs Adeligen, die ein oft hartes, wenn auch nur selten ungerechtes Regiment führen. Gegen sie revoltiert zuweilen das arme Volk, um aber am nächsten

Morgen wieder Axt und Werkzeug in die Hand zu nehmen und wie eh und je seinen Dienst zu verrichten (14 I, 40). Im Grund sind es edle Herren, die sich für ihre Untergebenen sorgen, auch wenn sie von ihren Holz-, Jagd- und Fischfreveln wissen. Die Leute wissen, daß es ihre Herren waren und sind, das Unterpand des Unerschütterlichen des Lebens (15, 104). Der Adel als Stand hat auch die nationalsozialistische Revolution ehrenvoller bestanden als das Bürgertum (21, 195). Wiechert, der zu Anfang seines Universitätsstudiums eine Zeitlang Privatlehrer im Haus eines baltischen Flüchtlings war und dort seinen Gesichtskreis bedeutend erweitern konnte, trägt mit dieser Zeichnung offenbar seine Dankesschuld ab (21, 7). In seinen Erinnerungsbüchern erwähnt er auch eigens, wie viele seiner Personen aus seiner Erfahrungswelt stammen (z. B. 21, 130, 133f., 162).

Die Natur also ist das, was immer bleibt. Wenn die Menschen glauben, es habe sich viel verändert, so ist dies alles doch nur ein Gekräusel der Oberfläche wie bei einem großen Wasser, indes in der Tiefe Fische und Pflanzen und Steine unverändert ruhen und ihre Zeit erwarten (8, 343). Wer im Wald zu Hause ist, wird davor bewahrt, in der großen lauten Welt unterzugehen (20, 133). Hier gibt es keine Lüge, keine Eitelkeit, keinen Lärm (20, 134). Hier ist der Mensch sich seiner Verwandtschaft mit Pflanze und Tier bewußt, die immer ganz, nie halb sind (4, 228). Der Wald und die Natur mahnen zu unbedingter Wahrhaftigkeit, da ihnen alles eitle und lärmende Gehaben, mit denen das Menschliche zu Übermenschlichem aufgeputzt wird, zuwider ist (3, 134). Die Natur ist nirgendwo bei Wiechert Kulisse und Hintergrund des Geschehens, sondern wesentlich Mitspielerin und Mitgestalterin. Das Leben vollzieht sich hier im Ineinander von Natur und Seele⁴. Gern spricht der Dichter in diesem Sinn von der Kraft des Blutes, das in der Stunde der Entscheidung allein regiert (z. B. 4, 29; 5, 312 u. a.). Blut wird hier nicht im rein körperlichen oder abstammungsmäßigen Sinn verstanden, wie es die Rasselehre meinte. Es ist vielmehr die leibseelische Wurzel und die Urkraft des menschlichen Lebens; der Mensch, der auf diese innere Stimme hört und nach ihrem Gesetz handelt, geht nicht in die Irre.

Das ist die untergründige Form seiner ganzen Weltanschauung und die Grundlage seines gesamten Denkens und Schaffens⁵. Früher ging man in die Wüste, um wieder zu sich selbst zu kommen; heute muß man in die stillen Wälder gehen, in ihre beglückende Dumpfheit, in denen das Antlitz des Lebens sich zu immer schlichteren und klareren Linien löst (2, 252; 254). Der Mensch aus dem Wald ist ein Träumer, voll der Gesichte, voll feierlichen Ernstes. Man wird dort wieder einfach wie die alten Mönche, die das Land urbar machten (8, 77). Darum nennt Wiechert auch eines seiner erfolgreichsten Bücher, in dem sich ein edler Mensch dem Geschwätz der Welt entzieht, „Das einfache Leben“. Schon in dem Roman „Die Majorin“, in dem ein

⁴ Ollesch a. a. O. 25.

⁵ Ebeling a. a. O. 26.

Heimkehrer wieder zu sich und zur Welt findet, begegnet uns diese Formulierung (8, 208). Hier bewahrt die Erde ihr Gesetz, ihr Antlitz, ihre Gebärde. Man wird nicht hineingezogen in den Strudel der Zeit und nicht erschüttert von den Erschütterungen der Menschheit (6, 15). Manches in der Natur mag streng und hart sein; es ist aber nicht böse (5, 97). Man lebt hier in einer heiligen Welt (5, 72). Das Schweigen, das dem Stein und der Pflanze zugehört, in denen Gottes Atem steigt und fällt, wird von Wort und Gebärde nicht entstellt. In ihm ist auch das Ewige tiefer beschlossen als in der Glut des Gebetes oder im Lächeln des Kreuzestodes (4, 53). So arm diese ländliche Heimat ist, gewährt sie doch den Zugang zu den ewigen Dingen (3, 250).

Die Menschen des Waldes sind tiefsinnig und zum Grübeln geneigt. Die Einsamkeit, in der sie leben, wirkt sich auch als Schatten aus (14 II, 295). Sie sind von Haus aus voll einer tiefen Traurigkeit, die bei Wiechert oft die Form einer gewissen Sentimentalität annimmt. Obwohl die Natur sie zum Ewigen und Unveränderlichen hinlenkt, leiden sie doch auch unter der Vergänglichkeit (8, 134) und der Aussicht auf den Tod. Dieses Leid, das überall zu Hause ist, bringt aber auch die Erlösung. Die sozialistische Lösung von der Gleichheit des Besitzes dagegen ist ein großer, furchtbarer Irrtum (2, 61f.). Die Waldmenschen haben keine Angst vor dem Tod, aber seine Vorausnahme prägt sich doch in ihren Gesichtern aus als Schwermut, und man sieht, wie auf ihren gebeugten Schultern eine schwere Bürde ruht (2, 46). So ist ihre Einsamkeit keine wunschlose Glückseligkeit, und wenn sie auch ihr seelisches Gleichgewicht haben oder, als Heimkehrer, es wiedergewinnen, bleibt ihnen der ganze Ernst der Wahrheit⁶. Die Dinge der Welt dringen in ihr Inneres, so daß sich in ihren Träumen auch eine gefährliche Welt auftut (2, 114). Unheimliches und Böses steigt in dem Schreien der Hirsche aus den dunklen Dickichten hervor (3, 15). Aber schließlich entspricht dies einer höheren Wahrheit, die nicht intellektualistisch ist, sondern den ganzen Menschen vom Herzen her faßt und formt. Das Irrationale spielt also eine entscheidende Rolle (21, 36). Hier herrscht keine Angst, und man läßt die von der modernen Wissenschaft der Psychoanalyse gelehrt Zerfaserung der Seele, die gleichzeitig mit der Zertrümmerung der Atome unsere Gegenwart kennzeichnet (21, 362), hinter sich. Die Menschen des Waldes leben dem Wesentlichen, der reinen Existenz (15, 44).

Die kosmische Einheit von Ich und Natur bestimmt auch die Gottesanschauungen Wiecherts. Er war in einer gläubigen Familie aufgewachsen, deren Frömmigkeit aus der Bibel lebte. Ähnlich stammen auch die Jerominkinder aus dem bibelgläubigen einfachen Volk. Wie Jons Ehrenreich gab Wiechert in den Jahren des jugendlichen atheistischen Nihilismus (3, 67; 20, 84f.) den Glauben der Väter auf. Während des Aufenthalts in dem Haus

⁶ Ollesch a. a. O. 37f., 44 u. a.

des baltischen Adelligen kehrte er zu einer religiösen Haltung zurück (21, 60). In der Folgezeit vertiefte sich diese Überzeugung, aber er ging allen Dogmen und allen formulierten Bekenntnissen aus dem Weg (21, 60) und lehnte alle Bindungen an eine Kirche ab (5, 308; 20, 170f.). Sein kritisches Vermögen bewahrte ihn davor, die Welt aus einem Prinzip zu erklären oder zu begreifen (21, 26) und in einer Lehre, einer Idee oder in einer Weltanschauung den Lebensgrund zu suchen (14 II, 364). Jede Ideologie ist ein Unglück (10, 168). Die sogenannten Weltanschauungen sind für Wiechert nur Tand. Erst dahinter sind die ernsten Augen der Ewigkeit (14 II, 281). Die tiefste Frage der Zeit blieb ihm die Existenz Gottes (21, 420). Er nannte ihn nur anders: „Das Ganze“ (8, 300, 376; 15, 266; 21, 86 u. ö.), „Die große Ordnung“, „Die Unvergänglichkeit des Lebens“ (15 II, 245; 15, 351). Das sind jetzt die Formeln, in denen er seine religiöse Anschauung ausdrückt. Er deutete das Unbegreifliche nicht, er benannte es nicht einmal, er verehrte es nur: das Größte, die Natur, den Makrokosmos in seiner Zwecklosigkeit. Hinter allem steht das letzte Gesicht, aber es trägt weder menschliche noch göttliche Züge. Es besitzt weder Raum noch Zeit noch gar eine sittliche Erklärung (8, 330). Die Natur zeigt ihm das Ewige, das ein Abglanz des ewigen Lebens war (4, 28). Im Pantheismus sah er einen Rest jenes schönen Heidentums, in dem das All auf eine tiefere und bescheidenere Weise aufgefaßt war als in allen monotheistischen Religionen. Pan war und blieb ihm der liebste und wahrste aller Götter (12, 33; 21, 268). Dieses Höchste enthält sowohl die Unterirdischen (15, 77 u. a.), den alten Heidengott der Litauer Perkunos, der gar nicht weniger als Buddha oder Christus, sondern nur primitiver war, weil auch die Menschen primitiver waren (14 II, 281). Das Unerforschliche kann man eigentlich gar nicht mit Namen nennen. Es war nicht von Bedeutung, ob man ihn Gott oder die Liebe oder die Menschheit nannte (14 I, 470). Man soll aber keinen Spott über irgendeinen Glauben dulden. Die Lehre Buddhas war ihm ebensoviel wert wie die des Mohammed oder die Moses' oder Christi und hatte ebensoviel an Recht, an Wahrheit, an Offenbarung (21, 62). Während wir anfangs noch häufiger dem Namen Christi in den Werken Wiecherts begegnen, verliert dieser sich später vollkommen.

Daß der Dichter das Wort „Gott“ ablehnt, hat seinen Grund darin, daß er es unlösbar verbunden sieht mit allen anthropomorphen Vorstellungen. Gott ein Geschöpf des Menschen und der Mensch ein Geschöpf Gottes sind zwei Seiten derselben Idee (21, 303). Darum kann er mit Nietzsche wiederholen, Gott sei tot (3, 144; 10, 117). Gott ist unser müde geworden (2, 380). Er ist ein schweigsamer und stummer Gott (8, 278; 14 I, 510). Er hat sich von der Erde entfernt, streng und eisig wie ein ehernes Götterbild oder glühend wie ein Moloch (8, 236). Dieser Gott kann auch fehlen und irren, wie am siebenten Schöpfungstag, so daß es dem Menschen obliegt, seine Schreibfehler ein bißchen auszuradieren (2, 381; 14 I, 516). Der Irrationalismus Wiecherts, dem das Denken den Tod Gottes bedeutet (14 I, 330), übersieht ganz, daß hinter allen vom menschlich begrenzten Erkennen und Füh-

len verursachten menschenförmigen Zügen doch etwas berührt wird, was über alles Menschliche und Naturförmige hinausgeht.

Die Ursache dieser Vorstellung vom letzten Weltgrund ist neben der Naturfrömmigkeit die Schuld der Religionsdiener, des Christentums und der Konfessionen. Der Geschichte eines Pfarrers, des Knechtes Gottes Andreas Nyland, setzt er ein Gedicht „Dem unbekannten Gott“ voraus. Der Pfarrer, der Wiechert traute, wußte weniger von Christus als die Vögel, die über dem Grabe sangen (21, 258). Die Pfarrer haben eine Wissenschaft von Gott gemacht, einen großen Bau, aber das einfache Herz fror in diesem Bau und verirrte sich (14 I, 79). Theologie als Amt hat immer etwas Erschreckendes in seinen Augen. Es ist die Anfüllung mit Wissenschaft, um Menschenherzen zu leiten, zu trösten und zu erheben (21, 87). Darum geht die dem Unbedingten und Absoluten geöffnete Jugend nicht zum Pfarrer, sondern zum Dichter (18, 13f., 26). Im Abendland stehen noch die vielen Kirchen, in denen Gott wohl nicht ganz zu Hause war (14 II, 183); ja er war schon längst aus ihnen fortgegangen (14 I, 116). Gott soll nicht gepredigt werden, ebenso wenig wie Leben, Arbeit und Liebe. Sie wollen getan werden. Aus allen Religionen war viel Blut geflossen (8, 298). Daß die Kirche nicht den Krieg ächtete, ist der Grund seiner Abneigung und Feindseligkeit. „Die Kirchen waren voll, und auf den Scheitel der Enterbten und Verirrten fielen die tönenden Worte der Zeit, wo das Brot so kostbar war, daß selbst die Hirten Steine statt seiner reichten und die Lehre Christi entheiligt wurde zur Fahne irdischen Begehrens“ (3, 50). Das Christentum ist nicht fähig, den Fluch der Zivilisation zu lösen⁷. Die Kirche ist eine moralische Bildungseinrichtung geworden, entfremdet vom wahren individuellen Leben⁸. Ja die Herrschaft der Kirche ist vielleicht eine Sünde (15, 344). Die Kirchen kämpfen um das Christentum oder nur um die Konfessionen. Wer um Konfessionen kämpft, ist in seinen Augen ein Gottesleugner. Konfessionen sind nur ein Teil. Auch das Christentum ist nur ein Teil. Wer behauptet, die einzige Wahrheit zu besitzen, ist weit von der Wahrheit entfernt (21, 44), so wie der Mensch, der die Arme zum Beten erhebt, sehr weit vom Beten entfernt sein kann (7, 92). Es steht nirgends geschrieben, daß Gott eine Kirche will; er will nur sein Reich, das Reich Gottes (14 II, 220). Weder Staat noch Kirche haben das 5. Gebot gehalten; sie haben für den Erfolg der Gesetzesbrechung um den Segen Gottes gebetet (21, 91). „Es mag den Kirchen erlaubt sein, das Unbedingte in das Bedingte zu verwandeln und zu verkleinern, für den Sieg der eigenen Waffen und den Untergang der Feinde zu beten, gehorsam der weltlichen Ordnung, die sie statt Christi Ordnung auf den Thron setzen. Aber diesen Kirchen ist es verwehrt, sich Christi Kirche zu nennen, und der Mensch hat die Pflicht, sich von dieser kirchlichen Ordnung zu lösen und seine Entscheidung im Angesicht Christi oder seines Religionsstifters zu treffen, statt im Angesicht des Pfarrers, der ‚untertan der Obrigkeit‘ geworden

⁷ Ebeling a. a. O. 76 f.

⁸ Ollesch a. a. O. 67.

ist“ (21, 178f.). Darum wird der wahrhaft Gläubige nicht zur Kirche gehen, sondern lieber zu den Tieren sprechen (4, 183).

Zu der Gottesvorstellung Wiecherts gehört auch der Gedanke, daß das Böse in der „Ordnung“ seine Stelle hat (14 II, 176). Das Böse, das Urböse ist in die Schöpfung hineingeschaffen mit Gottes Willen und kann nicht aus dem Gewebe herausgenommen werden (15, 139). Es ist unsterblich (15, 169), und wir bedürfen des Bösen, um gut zu werden (15, 200). „Die Guten haben so wenig Recht, sich über die Bösen zu erheben, weil tief, ganz tief unten derselbe Urgrund für sie beide bereitet war ... daß die große, weise Ordnung sie beide umschloß, die alle umschloß, wenn sie nur gehorsam waren und demütig. Ja, wenn sie ohne Gewalt waren“ (15, 264).

Wiechert hat also den Atheismus seiner jungen Jahre überwunden. Das Religiöse, die Gläubigkeit, ist sogar die Mitte seiner Anschauung (20, 170f.). Der Verstand freilich erfaßt diesen Gott nicht; er wird nur im Irrationalen berührt. „Wir haben zuviel gedacht. Und das Letzte ist immer so einfach, ohne Denken“ (9, 255). Er ist ferner nicht außerhalb des Menschen zu suchen. Gott ist im Menschen selbst (6, 236). „Allerdings muß der Mensch sich auch über sich erheben, muß als Individuum sterben“, denn Gott ist das All und der Mensch nur das Eine (2, 304). Die Gläubigkeit Wiecherts kennt somit nicht einen persönlichen Gott. Man muß von einer göttlichen Macht sprechen, die Wiechert selbst das Ganze, die Ordnung, das Leben nennt. Der Dichter lehnt auch alle Gemeinschaft der Gläubigen ab (15, 287ff. u. a.). Seine Gläubigkeit ist wesentlich subjektiv. Alle Formen, die je diese Gläubigkeit sich in einzelnen schuf, auch in den Stiftern der geschichtlichen Religionen, sind gleichwertig oder vielmehr Teilversuche, der Gottesmacht inne zu werden. Damit läßt sich jedoch vereinbaren, daß Wiechert in der Kraft der Tradition manche christliche Züge in sein eigenes Gottesbild hineingewoben hat. Vorzüglich sind es Merkmale, die dem Alten Testament entstammen, wie das Unnahbare, das Harte und Strenge, das Unerbittliche und der Zorn. In diesem Licht wird man auch das fast alleinstehende Wort deuten müssen, er habe bei dem ersten Verhör vor der Geheimen Staatspolizei das Christentum nicht verraten (10, 31). Andererseits lassen sich mit dieser Anschauung auch die für den gläubigen Christen blasphemischen Worte der „Totenmesse“ (16) vereinen. Das Wort „Schicksal“, mit dem im Verlauf der Geschichte oft die Grundmacht der Welt bezeichnet wird, begegnet uns freilich bei dem Dichter sehr selten, aber sein Gottgefühl ähnelt doch dem, was sich andere unter Schicksal vorstellen.

Wiechert läßt in fast allen seinen Romanen auch Diener der Religion auftreten; zuweilen stehen sie sogar in der Mitte der Erzählung. Ob sie nun der großen Kirche des Protestantismus oder den Sekten angehören, alle sind mit großer Sympathie gezeichnet (mit Ausnahme fast allein des Mormonenpredigers Mister MacLean (7), zum Unterschied, wie man richtig bemerkt hat, von den Bildern, die er von seinen eigenen Amtsgenossen, der Lehrer-

schaft, entwirft, die an höheren Schulen ihr Leben fristet (20, 248)⁹. Einige leiden Schiffbruch an ihrem Glauben, wie Nyland (2) oder Agricola (14), weil sie das Leid der Welt mit ihrem Gottesbegriff nicht vereinen können. Andere verlassen den amtlichen Dienst wie der Pfarrer Wittkopp (15), werden wie ihre früheren Gemeindemitglieder und arbeiten. Äußerlich den übrigen gleichförmig geworden, suchen sie zu trösten und zu helfen. Eine ganze Reihe bleiben auch im Amt (z. B. Tobias 14); aber sie sind mehr menschliche Freunde, geduldige Träger der Sünden und Schwächen der Menschen, und verständnisvolle Ratgeber. Da sie sich durch ihr Amt und ihre Kleidung von der Gemeinde unterscheiden, verkünden sie doch durch ihr Beispiel die Religion und sind die Vorsprecher im Gottesdienst, der, wo sie fehlen, auch von einem andern, etwa dem Lehrer, gehalten wird.

Die Religiosität Wiecherts kennt somit keine Transzendenz. Dennoch spielt der Tod in seinen Büchern eine große Rolle. Er ist schöner als das Leben, dessen Not mit ihm aufhört (2, 421). Was nach dem Tod geschieht und ob es etwas nach dem Tod gibt, davon weiß Wiechert nichts. „Wohin der letzte Weg führe, wußten sie ja alle nicht ganz genau“ (8, 249). Der auf den Tod kranke Vater fragt seinen Sohn nach dem Leben nach dem Tod. Der Sohn wußte es nicht, und der Vater antwortet ihm: „Dann wird wohl auch nichts daran sein“ (1, 40). Weil das Leben nicht schön ist, haben die Menschen das Jenseits erfunden (13 II, 136). In seinem letzten Erinnerungsbuch spricht Wiechert von seiner Hoffnung, still und ohne Angst „in das große Schweigen“ einzugehen (21, 434). Diese Wendung ist weniger ein dichterisches Bild als ein Zeugnis für den träumerisch-sentimentalen Dichter, der die Wirklichkeit flieht und sich hinter ihr eine im Dämmerlicht des Irrationalen liegende schönere Welt aufbauen möchte (20, 192).

Subjektiv wie Wiecherts Religiosität ist auch seine sittliche Auffassung. Ein innerer Zusammenhang oder eine Abhängigkeit der Moral von der Religion besteht bei ihm nicht. Der Dichter hat eine hohe Auffassung von der Würde des Menschen und betrachtet den Angriff auf sie als die größte Sünde (14 II, 350). Mensch im Vollsinn des Wortes zu sein gibt ihm Autorität (6, 104), selbst im Krieg, der aus den Menschen ein Heer von Namenlosen macht (6, 233) und alle Unterschiede einebnet. Mit dem Menschsein ist der unbedingte Wille zur Gerechtigkeit und zur Freiheit gegeben (13 II, 27; 10, 179). In vielen Büchern finden wir Beispiele für den inneren Zusammenhalt und die Liebe und Verehrung der Kinder zu den Eltern, der nachbarlichen Freundschaft in den armen Dörfern des Waldes, während die Stadt diese Beziehungen zerreißt und die Menschen einander fremd werden läßt. Gegen den preußischen Geist der Pflichterfüllung wendet er sich öfters: In dieser Soldatenfamilie kam Gott hinter dem König, hinter Gott diejenigen, die die roten Generalsstreifen trugen und dann die Masse (4, 10). In einer

⁹ Ebeling a. a. O. 57.

der schönsten Novellen (Der Vater) tadelt ein ehemaliger General den Sohn, weil er in seinen Briefen persönliche Empfindungen spüren läßt. Der Vater lernt dann, daß es noch etwas Höheres gibt als die unpersönliche Sachlichkeit (12, 30ff.). In seiner Beziehung zu Volk und Vaterland hat Wiechert eine Entwicklung durchgemacht. Anfangs spricht er aus innerer Verbundenheit mit ihnen und hofft auf ihre Rettung zumal vor den inneren Feinden. Auch das Abendland ist ihm eine sinnvolle Größe. Das verliert sich (20, 197) aber immer mehr. Er zieht die östlichen Völker dem Westen vor, weil sie die Besinnlichkeit und die Einheit mit der Natur noch nicht verloren haben. Schon nach dem ersten Krieg, erst recht zu Beginn des zweiten Weltbrandes lehnt er mit aller Entschiedenheit die Gewalt ab. „Alles Böse auf Erden wird stärker durch das Schwert“ (17, 72). Schließlich entfremdet er sich ganz seinem Volk (21, 352). Wie er seine engere Heimat Ostpreußen verließ, gibt er nach 1945 auch seinen Wohnsitz in Deutschland auf. Es hält ihn dort nichts mehr. Er zieht die Stille der Schweiz vor, in der er seine letzten Freunde gefunden hat. Das subjektive Empfinden gilt ihm hier mehr als alle natürlichen Bindungen. Gott geht immer mit uns; er ist an keine Landschaft gebunden (14 II, 148).

Der Jugend fühlt sich Wiechert besonders nahe. Schon als Lehrer hatte er stark auf sie eingewirkt. Viele suchten ihn auf, um ihre Nöte und Lebensrätsel mit ihm zu besprechen. Offenbar wurden auch die Lesungen, die er in vielen Städten Deutschlands hielt, besonders von jugendlichen Menschen besucht. Großes Aufsehen und begeisterte Aufnahme fand die Rede, die er 1933 in München hielt, „Der Dichter und die Jugend“. Er mahnte die Studenten zur Demut, zu Dankbarkeit und Schweigen (18, 43). Jugend und Dichter seien berufen, die Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Große zu verehren und das Leidende zu lieben (18, 45). Während er die innere Hohlheit der alten Studentenverbindungen beklagt (21, 28), läßt er den Korvettenkapitän v. Orla im „einfachen Leben“ feststellen, daß ein sauberes und tüchtiges Geschlecht, härter und schneller als sein eigenes, heranwachse (9, 379). Man darf der Jugend nicht das Suchen, die Freuden, die Tränen und das Grauen des ersten Menschen ersparen. Es ist gut, daß sie glaubt, mit ihr werde die Welt zum erstenmal, was sie sein sollte, die Ordnung der Güte, der Reinheit und der Gerechtigkeit (18, 13).

Dagegen fand die Rede an die deutsche Jugend, die Wiechert im November 1945 hielt, geteilte Aufnahme. In seinem Erinnerungsbuch gab er später zu, sie sei wohl zu hart gewesen (21, 381). Für den Wandel der Stimmung ist „Die erste und einzige Rede deutscher Jugend an ihren Dichter“ bezeichnend, die Alexander Parlach (Erich Kuby?) im „Ruf“ am 15. Mai 1947 veröffentlichte. Auch wenn er nur für einen Teil der „jungen Generation“ sprach, verdient dennoch seine Stellungnahme der Vergessenheit entrissen zu werden:

Die erste und einzige Rede deutscher Jugend an ihren Dichter

Wie ist Dir zumute, edler und gerechter Mann, an Deinem Ehrentage, an dem Du mehr als in jedem anderen Augenblick Deines begnadeten Lebens die Blicke Deiner Millionen Leser wie Lanzen in Deinem Rücken fühlen mußt? So manches Mal haben wir uns vorgestellt, wie Dich der Schlaf floh, weil eine Stimme in Dir war, die schrie: Johannes, steh auf und schreibe, Deine Gemeinde harret Deines Wortes? Gehorsam dem inneren Befehl, erhobst Du Dich, armer müder Mann, um zum andern Male die deutsche Sprache zu Schlagrahm zu quirlen und daraus eine Mauer um uns zu bauen, auf daß uns die böse Welt nicht überwältige.

Oh über uns Undankbare! Warum brechen wir in mißtönendes Geschrei aus, für das uns alle, alle schelten werden, während jene Welt, in der zeitgenössischer Ruhm fabriziert wird, Dich feiert und verzückten Blickes flüstert: Hab Dank, Meister! Wie Jakob mit dem Engel, so hast Du um unsere Seele gerungen. Ach, hättest Du Dich doch darauf beschränkt, Bücher zu schreiben, vom Einfachen Leben zum Beispiel — worin freilich nur wenig echte Einfachheit zu finden ist — oder Märchen: Wir brauchten keine Notiz von Dir zu nehmen. Aber welcher Wahn erfüllt Dich, daß Du glaubst, Deuter unserer Sehnsüchte zu sein, unser Stecken und Stab im finsternen Tal? Wer hat Dir erlaubt, uns mit „Du“ und „Ihr“ zu traktieren, so daß wir jetzt als die Jüngeren aus Höflichkeit diese Anrede zurückgeben müssen?

Zuweilen empfandest Du selbst, daß Du keine Legitimation besitzt, für uns Deine sanfte Stimme zu erheben. Dann pflegtest Du in einem Zeitungsartikel zu erklären, Dein Reich sei nicht von dieser Welt und Du wolltest nun schweigen. Aber alsbald breitetest Du von neuem Deine tiefsten Erkenntnisse vor uns aus und stülptest Deine Seele nach außen und erlaubtest uns, ehrfurchtsvoll zur Kenntnis zu nehmen, daß ihr edle Linien des Leides um unsrerwillen eingekerbt sind. Trotzdem sagten wir in durchaus unjugendlicher Geduld Okay zu Deiner Unsterblichkeit, bis Du nun, dem Vernehmen nach, wohlgeborgen im Wagen des Internationalen Roten Kreuzes, die Grenzen in jeder Hinsicht überschrittenst und draußen als unser, nicht gesandter, Sendbote und als der in seinem Johannes-Herzen betrübte Richter posiert hast.

Wir wissen, wie viel Du getan und durchgemacht hast, seitdem Du aus den fernen ostpreußischen Wäldern mit leichtem Ränzlein aufgebrochen bist, das aber bereits köstliche Proben Deiner Kunst barg — die köstlichsten fast, möchte uns heute scheinen. Sichtbar hast Du wahrhaft Zeugnis abgelegt für Deine Gesinnung, die, wäre sie allgemeiner verbreitet gewesen, uns vor vielem bewahrt hätte. Oh, wir bestreiten es nicht, wir müssen es Dir danken! Es ist Dein Unglück (aber Du liebst ja das Unglück, wenigstens auf Distanz), daß desungeachtet ein Mann nicht für uns sprechen darf, der allzu rasch an Gott verzweifelt, wie schon am Anfang Deines Totenwaldes nachzulesen ist, wenn er Mißhelligkeiten ausgesetzt ist, mit denen verglichen jede Arbeiterfrau in der Großstadt während des Krieges Hundertfaches erlitten hat; daß uns ein Mann nicht als Beispiel gelten kann, der fähig war, jene Szene auf dem Bahnhof zu empfinden und zu beschreiben, die wir auch im „Totenwald“ finden. Lag damals eine Strahlenkrone um Dein Haupt? Woran sonst hätte Dich jene Frau erkennen sollen, die ungerührt an dem Transport abgezehrter Gefangener entlangblickte, bis sie Deiner ansichtig wurde? Da stürzten Tränen aus ihren Augen.

Vielleicht ist es aber auch unser Unglück, daß wir Erfahrungen hinter uns haben, die uns gegen die aufgeblähten Gefühle des Johannes, in dem sich martyriumsüchtige Demut und hoffärtigste Eitelkeit wunderbarlich mischen, empfindlich machen. Wir haben uns unser Zeitalter nicht ausgesucht. Wir müssen mit ihm, so wie es ist, fertig werden. Das wird nur sein, wenn wir zwischen uns und die Wirklichkeit keine schöngefärbten Schleier hängen, wie Du sie aus Moral und Gefühl zu weben pflegst.

Daß Dir ein Gott gab, zu sagen, was Du nicht leidest, ist Deine Sache. Du bist weder der erste noch der einzige, der dabei vortrefflich gedeiht. Daß Du Dich aber vermißt zu sagen, was wir leiden, veranlaßt uns nun unsererseits zu diesem Dementi. Möchtest Du doch endlich Dein Versprechen wahr machen und uns aus dem Spiel lassen! Deine Leser werden Dich auch so bewundern, wenn Du gänzlich in der Art von Dichtern auftrittst und im Werke wohligh ruhest — der Du uns vielleicht die Liebe tust? Alexander Parlach

(Aus: *Der Ruf*. Unabhängige Blätter der jungen Generation, Nr. 10, 2. Jahrg., München, 15. Mai 1947.)

Besondere Aufmerksamkeit verdient Wiecherts Stellung zur Frau. Die meisten seiner Frauengestalten zeigen etwas Mütterliches. Immer wieder mahnt er zur Ehrfurcht vor der Frau (21, 57). Sie ist etwas, was Gott aus dem Paradies auszustoßen vergessen und uns geschenkt hat (20, 203f.). Er empfindet Ekel vor der nur sinnlichen Liebe (1, 183; 3, 189), die er in seinem ersten Buch, zwar ohne die Grenze zu überschreiten, in hartem Realismus beschrieben hatte. Er beklagt auch, daß die Schriftsteller vor 1933 nicht mehr im Sittlichen lebten (21, 284f.). Andererseits ist das Sittliche jedes Menschen persönliche Angelegenheit (8, 131). Es sei töricht, das Liebesleben großer Menschen nur vom bürgerlichen Standpunkt aus zu betrachten (21, 112). Doch sind die Lockerungen der sittlichen Ordnung gefährlich, — aber die bürgerliche Ordnung halte sich leicht für die sittliche Ordnung, ohne es zu sein oder ohne es noch geworden zu sein. In der Liebe könne eine tiefere sittliche Ordnung liegen als in der Ehe (21, 246). Diese Auffassung bestimmt eine Reihe von Verbindungen zwischen Mann und Frau in seinen Büchern, und er nimmt sie auch für sich selbst in Anspruch. Von Anfang an war seine erste Ehe mit Schmerzen gefüllt „und mit Schmerzen hat es auch geendet“ (21, 89). Nach dem Krieg zerbrachen viele Ehen, besonders die Kriegsehen; auch die seinige überwand nie mehr den Sprung, den der Krieg ihr zugefügt hatte (21, 172). Ihm begegnet dann eine verheiratete Frau, die sein Schicksal wurde. Er betrieb ihre Scheidung. Die Zeit dieser Wirrungen verbrachte er in einem Jagdhaus, das ihm ein alter Kriegskamerad zur Verfügung stellte (21, 157). Dann kam er nach Berlin, wo er mit seiner Gefährtin zusammenlebte, ohne sich irgendwie belastet zu fühlen. Als schließlich die erste Ehe gelöst wurde, empfand er als Erleichterung nur die Tatsache, daß sein Verhältnis nun auch die bürgerliche Anerkennung finden konnte. Er war glücklich in der neuen Ehe, was ihn aber nicht hinderte, seine Frau allein zu lassen, als er seinen Wohnsitz in der Schweiz nahm. Man wird also auch wie im Fall der religiösen Form sagen müssen, daß das subjektive Empfinden im Verhältnis von Mann und Frau den Ausschlag gibt.

Die Krönung aller Sittlichkeit ist die Liebe. Ihr Wesen ist Hingabe und Verzicht auf sich selbst. Jede Ehe ist verloren, die nur im Besitz lebt (21, 245). Der Weg zu ihr geht nur über die Selbstentäußerung, für die der Freiherr Amadeus in der „Missa sine nomine“ das am härtesten durchgeführte Beispiel aus den Werken Wiecherts ist. Das Ich verlieren ist das größte Geheimnis. Die Weisen des Ostens haben es früh erkannt; das Abendland hat es nie besessen oder längst verloren (13 II, 329). Man muß allen Haß abbauen (10, 193). Der einzige Sinn, den der zweite Weltkrieg haben kann, ist, daß man Gelegenheit hat, dem Hilflosen zu helfen (20, 165). Die „Hirtennovelle“ hat ihren Höhepunkt darin, daß der Knabe von einem Spähtrupp der Feinde getötet wird, als er versucht, das Lamm eines armen Mannes zu retten (11, 88). Besonders in den letzten Werken, die er nach seiner Gefangenschaft schrieb, sowie in seinem Bericht „Der Totenwald“, wird Wiechert nicht müde, diese Liebe zu feiern (8, 115). Sie ist das letzte, was man

im Leben gewinnen kann. Aber leider wird man sagen müssen, daß hier Lehre und Leben des Dichters nicht übereinstimmen. Denn wenn man auch noch soviel Verständnis für seine Lage, die Enttäuschung wegen der deutschen Verhältnisse nach 1945, aufbringen kann, wenn man seine körperliche und seelische Ermüdung in Rechnung setzt, als er in die Schweiz ging, dachte er doch nur an sich selbst. Es war ein regelrechtes Ausweichen vor der ihm unerträglich gewordenen Wirklichkeit. Den Ausschlag gab dann eine neue Bindung mit einer dritten Frau, die Mann und Kinder verließ und bis zu seinem Tod bei ihm blieb. Sein dichterisches Werk beginnt mit dem Roman „Die Flucht“; sein Leben schließt ebenfalls mit einer Flucht...

* *
* *

Die Werke Wiecherts sind Quellen, aus denen wir seine Lebensanschauung erkennen können. Sie sind aber vor allem als Werke der Dichtkunst zu würdigen. Der Dichter erzählt von sich, daß er immer ein stilles Kind gewesen sei, mitunter aber, ohne sichtbaren Anlaß, lange glühende Reden, gleich einem kleinen Prediger, über den plötzlich der Geist gekommen sei (20, 19), gehalten habe. In der kleinen Passion wird dem Kind Johannes schon früh gesagt: „Du wirst ein Dichter werden“ (5, 83). Das könnte auch dem Kind Wiechert gesagt worden sein. Zuerst erwacht bei ihm der Sinn für die Musik, die immer und überall in seinen Büchern eine Rolle spielt als Mittel, das Innere der Seele auszudrücken, dann der für die Zeichenkunst. Erst später gewinnt er Zugang zur Dichtung (20, 26). Das Erbgut seiner träumerischen und grüblerischen Mutter (20, 49) und der Einfluß seiner „Tante Veronica“ wiesen ihm dann seine Bahn. Schon früh spürte er in sich die Neigung zur symbolischen Betrachtung der Lebensvorgänge (20, 249). Für ihn ist der Dichter der Bewahrer des Unvergänglichen, der stille Mahner in einer lauten Welt (18, 35). Er erhebt ins Allgemeingültige¹⁰. Er verwandelt alles in eine höhere Wahrheit, eben die der Kunst (10, 195). Er sagt etwas aus über ein Stück Schicksal, daß er ein bißchen Klarheit daraus gewinne, die Erkenntnis einer Art von Gesetzlichkeit, eines stillen Werdens, und daraus einen bescheidenen Trost gewinne (21, 9). Einer der entscheidenden Unterschiede zwischen einem Schriftsteller und einem Dichter ist der, daß jener ein Sohn der Zeit und also Diener der Ratio, dieser aber ein Sohn der Zeitlosigkeit und Diener des Magischen ist (21, 425). Bedauernd und anklagend stellt er fest, daß die zeitgenössischen Dichter vielfach nicht Herren, sondern Knechte ihrer Zeit waren. Nur wenige sprechen von der letzten Gewalt dieser Erde, von dem Unvergleichlichen, der Liebe. Die Vielen aber sprachen von dem Vergänglichen, der Ehre, dem Vaterland, der Rache und der Vergeltung (19, 7). Im Abendland falle die Entscheidung, ob die Kunst sich zur

¹⁰ Ebeling a. a. O. 238.

nackten Realität wendet oder das Unbegreifliche noch in ihrer Hand bewahren wird (21, 149). Er jedenfalls entscheidet sich für die Literatur des Herzens (21, 422). Der Künstler gehört zu den großen Egoisten der Welt. Er bedarf eines bestimmten Maßes von Ruhe, absolutem Schweigen und der Freiheit von Pflichten und Sorgen (21, 111).

Wiecherts Auffassung vom Dichtertum und seine dichterische Eigenart bildet sich an den Werken früherer und zeitgenössischer Dichter. Zu ihnen gehören schon früh, da er schweren Gemütes und voll innerem Leid ist, Heine und Lenau (20, 235). Hinzu kommen Zola, Bang, Jakobsen, Dickens und Raabe, die großen Schweden, Norweger und Russen und der Engländer Keats (21, 395). Er schätzte die Romane von Keyserling, merkwürdigerweise auch Hartleben (21, 42, 397) und Stefan George als Bewahrer edler deutscher Sprache (21, 294). Raabe, der in seinem ganzen Werk — allerdings in objektiven Gestalten, während Wiechert fast nur eigene Konfessionen gibt — ebenfalls den Gegensatz von ländlicher Naturnähe und städtischer Zivilisation darstellt, steht ihm wohl besonders nahe. Die Majorin erinnert uns sehr oft an Raabes Abu Telfan, „Die Heimkehr vom Mondgebirge“. Wiechert bestritt, daß sein Buch damit etwas zu tun habe, aber in den Jerominkindern verweist er ausdrücklich auf das genannte Werk Raabes (14 I, 508).

Außer diesen Dichtern haben Haeckel, David Friedrich Strauß, Schopenhauer und Nietzsche auf die Bildung seiner geistigen Form einen großen Einfluß gehabt. Vor allem aber ist die Bibel für sein Wesen und seine Kunst wichtig. Sie hat seine Seele geformt (20, 37). Es würde ihm sehr traurig an einem Menschen vorkommen, wenn er über die Bibel hinwegkäme (9, 339). Seine Bücher sind voll von Bibelziten und biblischen Wendungen, meist aus dem Alten Testament. Man hat daraus irrtümlicherweise auf die christliche Gesinnung Wiecherts geschlossen¹¹. Das biblische Wort ist aber für Wiechert nur ein menschliches Wort voll tiefer Weisheit.

Wiecherts dichterisches Werk zeigt eine stete Entwicklung. Sie entspricht seinem eigenen Reifungsprozeß. Am Anfang stehen Bücher, in denen kaum verhüllt seine Erlebnisse, Gedanken und Leiden wiedergegeben werden. Die Magd des Jürgen Daskocil ist das erste und vielleicht das einzige größere Werk, in dem auf dem Hintergrund der heimatlichen Wälder und Ströme fremde „objektive“ Schicksale erzählt werden (21, 264). Danach kehrt er wieder zu eigenen Konfessionen zurück, die aber in eine höhere Sphäre gehoben werden. Auch die kleineren Arbeiten, die Novellen und Märchen, kreisen um die Grundthematik des Dichters, den Gegensatz und den Zusammenstoß von Natur und Welt. In der Mitte steht meist ein Mensch von träumerischem und besinnlichem Wesen, der in Gefahr steht, sich innerlich zu verbluten, oder sich zur Reife durchkämpft. Er gibt ihm meist den Namen Johannes, merkwürdigerweise auch in seinem autobiographischen Bericht von

¹¹ Ebeling a.a.O.; s. auch diese Zschr. 140 (1947) 346—362.

seiner Haft in Gefängnis und Konzentrationslager. Das letzte Werk, *Missa sine nomine*, ist am wenigsten von persönlichem Erleben getragen, verbleibt aber in seinem Grundgehalt im Rahmen der übrigen Werke¹².

Dem Wachstum der inneren Thematik entspricht die höhere und vollkommene Gestaltung. „Die Flucht“, die er unter dem Decknamen Ernst Barany Bjell, dem Namen eines Moores seines heimatlichen Waldes, herausgab, zeigt kaum dichterische Ansprüche. Die späteren Werke sind zuerst in einer verworrenen, durch Bilder und hohle Pathetik gekennzeichneten Sprache geschrieben¹³. Er selbst spricht von dem jagenden, sich überstürzenden Stil, der wütenden Häufung von Attributen und Bildern, weil keines der Leidenschaft der Aussage genügte, von der krankhaften Bekennung und Hinausschleuderung der Seele und der Mißachtung aller gebändigten Form (21, 185). Die gewaltsame Übersteigerung der Gestalten, Probleme, Sprache zeige, daß er mit Leidenschaft an sein Werk gegangen sei statt mit der Ruhe und Stille, die aller Leidenschaft folgt. Diese ersten Bücher waren ihm aber ein notwendiger Durchgang. Danach wurde er frei für die reine Menschlichkeit (21, 149). Es seien nicht nur Kunstfehler, wie die nur ästhetische Kritik festgestellt habe, sondern Lebensfehler (21, 118). Seine Lieblingsworte sind u. a. schwer, dunkel, dumpf, grau, blau, steinern. Er braucht gern substantivierte Infinitive und Partizipien.

Später wird sein Wort einfacher und verhaltener. „Wer einfach im Herzen ist, dem fällt die einfache Sprache zu, weil sie ein Spiegel des Herzens ist“ (21, 406). Doch bleibt der Farbenschmelz der Sprache, die nach Art der Psalmen den Parallelismus zweier Glieder liebt. Die Sätze verknüpft Wiechert gern mit „und“, eine Folge davon, daß er den Zusammenhang der Dinge sieht. Es ist auch festzustellen, daß der Rhythmus seiner Sprache ebemäßiger und vollendeter wird. Zuerst zeigt sich diese neue höhere Stufe in den Novellen und Märchen; bei den großen Werken findet man sie zuerst in der „Majorin“. Am kunstvollsten ist sein Wort, wenn er die Natur beschreibt. Er weiß das Magische der Landschaft darzustellen und beseelt alles. Über den nüchternen Realismus hinaus verleiht er allem, Pflanze und Tier, Wasser und Wald und Moor einen höheren Sinn, ohne daß deswegen die Wirklichkeit blasser würde. Man könnte von einem magisch-mythischen Realismus sprechen.

Anders ist es mit der Zeichnung der Menschen. Man wird es keinem Dichter verübeln, wenn er sie erhebt, intensiviert und verklärt. Aber bei Wiechert müssen wir feststellen, daß er zuweilen besinnlichen Kindern Worte und Erkenntnisse in den Mund legt, die sie unmöglich haben können. Auch die Erwachsenen sind in eine unglaubliche Sphäre hinaufgehoben. Daß die bei aller Symbolhaftigkeit realistisch gezeichnete Natur mit den alle Wirk-

¹² Es schließt auch, durch die Erzählung vom Ende der Bewohner von Sowirog; die Jerominkinder ab, deren Schicksal in einem dritten Band zu berichten er sich außerstande erklärte.

¹³ Vgl. Anna Linzenbach, *Die Sprache Ernst Wiecherts*, Diss. München 1948.

lichkeit hinter sich lassenden Menschen miteinander verbunden ist, bedeutet einen Zwiespalt der künstlerischen Form, der die Kunst Wiecherts stark beeinträchtigt. Er meint zwar selbst gegenüber der Kritik, daß die Einwände, die man erhob, ihren Grund in der „Weltanschauung“ hätten. Zu ästhetischen Urteilen reiche die Kraft nicht aus (21, 389). Damit widerspricht er sich aber selbst, da er seine ersten Bücher weniger aus künstlerischen Gründen herabsetzte und weniger von Kunst- als von Lebensfehlern sprach (21, 118). Mochte man auch wegen der Zeitnähe in den Jahren der Heimsuchung diesen Zwiespalt übersehen und die verzaubernde Kunst des Dichters über alles schätzen, im Abstand einer ruhigen Würdigung zeigt sich jene Schwäche, die sich auch in seiner persönlichen träumerischen, von der Wirklichkeit sich entfernenden, irrationalen Weltanschauung findet. Wiechert war ein Sucher, der sich schließlich in sein inneres persönliches Reich verschloß. Man wird deswegen heute kaum mehr selbst von seinen reifsten Werken sagen, daß sie zum Schönsten zählen, was die deutsche Dichtung uns heute schenkt¹⁴. In der Tat macht sich heute eine starke Kritik geltend, die die Schwächen des Dichters in Gehalt und Form deutlich sieht¹⁵. Der Ruhm Wiecherts als Dichter ist heute verblaßt. Als Lehrer einer Weltanschauung können wir ihn nicht anerkennen. Doch sollte man darüber nicht vergessen, daß Ernst Wiechert viel gelitten hat und daß er in bösen Tagen viele getröstet und gestärkt hat. Auch wenn diese Wirkung nicht von der letzten ewigen Wahrheit und Schönheit ausging, bleibt er Zeuge einer bedrohten Zeit, und gerade die Geschichte seines Ruhmes kann dazu beitragen, den Sinn auf das Unvergängliche zu richten.

Königin Christine von Schweden

ZUR NEUAUSGABE IHRER MAXIMEN

FRANZ HILLIG SJ

Seit Leopold von Ranke ins 8. Buch der „Römischen Päpste“ seine „Digression über Königin Christine von Schweden“ aufnahm, gehört diese Einlage in jede Darstellung des Pontifikats Alexanders VII. Sie ist bei Pastor (Geschichte der Päpste XIV) besonders entwickelt, und man mochte glauben, damit sei das Leben der eigenartigen Frau ein für allemal genügend erhellt.

¹⁴ Inez Maggi in: *Schweizer Monatshefte* 16 (1936) 468—477.

¹⁵ Vgl. *Wilhelm Grenzmann*, *Dichtung und Glaube*, Bonn 1957, 97—109; *Carol Petersen*, *Ernst Wiechert*, in: *Christliche Dichter der Gegenwart*, Heidelberg 1955, 321—332; *Joachim Günther*, *Die zwei Gesichter Ernst Wiecherts*, in: *Zeitenwende* 31 (1960) 532—541.